

Cyrus Brooks

Herr Remarque shuns literary honors (Herr Remarque lehnt literarische Ehren ab)

The New York Times Magazine (New York, US)

22.09.1929, Seite 7 + 20

Standort Original:

Signaturen: R-A 2.1.007

Herr Remarque lehnt literarische Ehren ab

Ein deutscher Soldat der eines der anschaulichsten Kriegsbücher schrieb, sagte, dass er nur versucht habe, seine persönlichen Erfahrungen zusammenzufassen.

Von Cyrus Brooks

Berlin

Ein kraftvoller Tourenwagen rast die Bismarckstraße westwärts hinab, raus aus Berlin: am Steuer ein blonder, gebräunter junger Mann, kräftig gebaut, mit einem freundlichen Lächeln, der mindestens sechs Jahre jünger aussieht als seine 32 Jahre. Vom Aussehen her könnte er ein Amerikaner, ein englischer Ruderer oder ein Mitglied jeder der blonden Rassen Nordeuropas sein. Es war Erich Maria Remarque, der deutsche Schriftsteller, dessen Buch »Im Westen nichts Neues« die Vorstellung der zivilisierten Welt gefangen hält.

Fast neben dem Funkturm, der Berliner Version des Eiffelturms, bogen wir scharf links ab und gelangten zum Eingang der privaten Autostraße des Herrn Stinnes, auf welcher ein Rennfahrer gegen eine geringe Gebühr das Tempo seines Wagens ausprobieren kann. Vornan war ein berühmter Rennfahrer einschließlich zweier Jungen mit Baskenmützen.

»Wir werden sehen, wie sie fahren können,« sagte Herr Remarque mit einem frechen Grinsen. Der Rennfahrer raste vor uns weg, als Remarque die Drosselklappe seines Wagens öffnete und dieser röhrend wie ein Jagdbomber losschoss. Die Tachonadel sprang auf 100, 120, 130 Kilometer und blieb schließlich am Ende der Skala stehen. Innerhalb von 2 Minuten waren die Jungen mit den Baskenmützen hinter uns. Auf Remarques Gesicht war ein glückliches, angespanntes Lächeln. Er ist süchtig nach dem Rausch der Geschwindigkeit.

»Sind Sie je Rennen gefahren?« fragte ich. »Vielleicht später,« sagte er mit einem Zwinkern, »wenn ich mit meiner literarischen Arbeit fertig bin.« Das heißt, wie ich es verstehe, nie.

Am äußeren Ende der Straße bogen wir ab in den malerischen Nadelwald vom Grunewald. An diesem heißen Abend schien die Hälfte Berlins zu den Wäldern und Seen herausgefahren zu sein. Die kleinen, hellen Cafés an der Straße waren vollgestopft und die sich windende Straße war bedeckt mit Fußgängern. Das Tempo war langsam genug für ein Gespräch, und ich stellte die unvermeidliche erste Frage: »Wie kamen Sie dazu, Ihr erstes Buch zu schreiben?« Er schaute mich an. Abgesehen von seinen Augen könnte Herr Remarque einer der 10 von 1000 gesunden Männern in den Hauptstädten Europas sein; aber seine Augen haben eine Lebendigkeit, eine Kraft, ein Durchdringen, die seinen Geist und seinen Charakter dahinter widerspiegeln.

»Das Zurückkommen nach Deutschland nach dem Krieg,« sagte er »war ein fürchterliches Erlebnis für jeden von uns. Nach Strapazen, den Härten und dem Horror des Krieges kehrten wir zurück und fanden das Land in einem Zustand von Verfall; überall Hunger, Depression und schmerzliche Verluste. Mein eigenes Heimkommen war überschattet vom Tod meiner Mutter, der ein großer Schlag für mich war. Ich war als bloßer Junge in die Armee eingetreten und gehörte nicht zu den wenigen Glücklichen, die zu einer Arbeit zurückkehren konnten. So

musste ich mich dem zuwenden, was auch immer angeboten wurde – Lehrer, Handwerker, Journalist. Ich konnte in nichts richtig Fuß fassen, weil da eine konstante Ruhelosigkeit und Unzufriedenheit war, die mich von einem Job in den anderen trieb.«

Er verstummte für einen Augenblick, die Lippen fest zusammengepresst.

»Die Wahrheit ist,« fuhr er fort, »da war etwas in mir – das Gewicht des Schreckens und des Leids, das ich während der Kriegsjahre gesehen hatte. Es war immer noch da. Unausprechlich und chaotisch, den Frieden in mir zerstörend, und es machte es mir unmöglich, mich in einem gewöhnlichen Zivilleben niederzulassen. Schließlich – ich gehörte zu den Redaktionsangestellten einer Berliner Illustrierten, die damals wöchentlich erschien – wurde mir darüber klar, dass ich diese Dinge in meinem Kopf in Ordnung bringen musste, um sie richtig zu stellen, ein für alle Mal. Die Idee meines Buches kam als eine Art Sicherheitsventil. Eines Nachts kam ich von der Arbeit nach Hause und begann, es zu schreiben. Aus verständlichen Gründen wählte ich die fiktive Form, aber was darunter steckte, war die Wahrheit. Ich habe nicht für eine große Leserschaft geschrieben; mein Ziel war es, die Erlebnisse, die ich durchgemacht hatte, klarer zu sehen, und darum schrieb ich so einfach und aufrichtig, als ob ich die Geschichte einem engen Freund erzählen würde. Ich vermied jedes Lob und ließ die fürchterlichen Fakten für sich selbst sprechen. In sechs Wochen war das Buch beendet – es hatte sich selbst geschrieben – und ich nannte es »Im Westen nichts Neues« – »All Quiet on the Western Front«.«

»Eine feine ironische Spitze,« sagte ich.

»Wenn meine Leser das Buch durchhatten,« stimmte er zu, »schlossen sie das Buch und lasen den Titel noch einmal – »Im Westen nichts Neues« – so waren die Dinge, die passierten, wenn offiziell alles ruhig war!«

»Und natürlich stürzten sich die Verleger darauf?«

»Nein. Zwei Verleger lasen es und lehnten es ab. Sie bewunderten es, sagten aber, dass es sich nie verkaufen würde. Dann schritt ein Freund von mir ein und sprach mit einer Firma, und sie machten mir ein Angebot. 15 Minuten, nachdem der Vertrag unterschrieben worden war, rief die zweite Firma an, um zu sagen, dass sie ihre Entscheidung zurückgenommen hätten.«

»Wie ist es,« fragte ich, »der Autor des Weltbestsellers zu sein?«

Das Lächeln verschwand von seinem Gesicht. »Soweit es mich betrifft, versuche ich, nicht daran zu denken. Ich denke nicht, dass ich mehr als zwei oder drei der ersten Besprechungen der deutschen Fassung gelesen habe. Und das, was Ruhm genannt wird, ich will es nicht. Es stellt sich zwischen einen Mann und die Realität. Sobald man eine Berühmtheit wird, verliert man die Berührung mit der Menschlichkeit, mit dem Leben. Darum lebe ich so ruhig und halte mich aus dem Scheinwerferlicht heraus. Andernfalls kann ich nicht so einfach und direkt für die Herzen und Geister der gewöhnlichen Männer und Frauen schreiben. Ich mag es, den natürlichen Dingen nahe zu sein, Bäumen und Blumen. Ich möchte einen kleinen Platz auf dem Land haben und Hunde züchten.«

Ich dachte an die Wohnung im 3. Stock, wo ich Herrn Remarque den Tag vorher gefunden hatte. Es ist eine Wohnung, die er sich als Arbeitsplatz reserviert hat und sogar dort, mitten unter Stößen von Büchern und Zeitungen, hat er sich eine Erinnerung des ruhigen Landlebens eingerichtet – eine Erinnerung, die auf den ersten Blick bizarr erscheint, ein großes Aquarium, in dem kleine Fische zwischen Wasserpflanzen umherschwimmen.

»Aber Sie mögen Berlin?« fragte ich.

»Ich mag Berlin. Aber nicht die literarischen und sozialen Verpflichtungen. Ich finde, was ich suche, wenn ich mit den gewöhnlichen Menschen auf der Straße oder in den Cafés spreche, die einfachen Leute, die die Arbeit der Welt machen und nicht darüber theoretisieren. Wissen Sie, was mir den größten Spaß macht? – Die Briefe, die ich bekomme, von einfachen Soldaten, Männern, denen das Buch geholfen hat, den Krieg zu verarbeiten, die Dinge so zu sehen, wie sie waren. In meine zukünftigen Arbeit ist es mein Hauptziel, dem einfachen Mann zu helfen,

den Problemen des Lebens in Gesicht zu sehen und sie zu bewältigen, und dafür muss ein Mann ehrlich und einfach leben.«

Da war keine Schauspielerei in Herrn Remarques Einfachheit. Er sprach mit einer ruhigen Stimme, leicht verlegen durch seine Selbstoffenbarung. Er war nicht begeistert, als ich ihn »einfach« nannte. Tatsächlich ist es sehr schwer, ihn dazu zu bringen, über sich selber zu sprechen. Er ist besessen von dem Verlangen zu helfen. Er sehnt sich danach, seine Talente des Geistes und des Herzens dazu gebrauchen, Leid, Dummheit und Grausamkeit, die immer noch in dieser Nachkriegszeit latent oder aktiv existieren, auszumerzen. Erfolg ist willkommen als Beweis, dass die Ohren der Menschen offen sind für die Worte, die er zu ihnen spricht. Um zu allgemeineren Themen zu kommen, fragte ich ihn »Wie sehen Sie das große positive Ergebnis des Krieges?« »Eine riesige Steigerung in der Welt mit dem Willen zum Frieden. Jeder ist sich darüber heute klar, dass Krieg ein Horror ist und er vermieden werden muss, wo immer menschenmöglich. Dieses Klarwerden ist kein Monopol irgendeiner politischen Gruppe, es ist verbreitet bei allen Klassen und sogar bei den Soldaten selber, und mit dieser Klarheit muss und wird die Menschheit eine Methode finden, mit der Krieg verhindert werden kann.«

»Für was stehen Großbritannien und Amerika in der heutigen Welt?« fragte ich ihn.

Herr Remarque zögerte.

»Sie müssen sich darüber klar sein,« sagte er, »Ich halte mich nicht für politisch. Ich kann nur meine persönliche Meinung abgeben, wofür sie stehen. Großbritannien und Amerika stehen in erster Linie für die fortschrittlichsten Nationen dieser Welt. Sie haben ihr Hauptaugenmerk auf den Fortschritt gerichtet, den sozialen, industriellen und kommerziellen. Aber der Krieg bewies, dass militärische Auseinandersetzungen unausweichlich die Zerstörung all dieser kulturellen Werte, nach denen ihr fortschrittlicher Sinn strebt, beinhaltet. Darum muss es die Tendenz fortschrittlicher Länder sein, wegzukommen von den alten verwickelten Ideen, in denen Krieg natürlich und nötig erschien, hin zu einer Weltkonzeption, die Krieg ausschließt. Aus diesem Grund abgesehen von den speziellen Antikriegsbewegungen in Großbritannien und Amerika, sind die zwei englischsprechenden Völker die Antreiber für den Frieden.«

»Und Deutschland?«

»Deutschland ist durch eine Periode von fürchterlichen Umwälzungen gegangen. Es braucht mehr als 10 Jahre, bevor das neue Gesicht Deutschlands wahrhaftig gesehen werden kann. Beinahe die komplette erwachsene Generation hat unter zwei völlig verschiedenen Umständen gelebt – vor dem Krieg und nach dem Krieg. Die neuen Armen können kein Verhalten finden. Sie können nicht die Tatsache vergessen, dass sie mal besser gestellt waren; sie können harte Arbeit nicht ertragen. Daraus folgen unsere gewalttätigen politischen Auseinandersetzungen. Aber die jungen Männer und Frauen haben die neuen Bedingungen akzeptiert. Sie lieben Arbeit und ordentlichen Fortschritt, und deshalb lieben sie Frieden, weil ohne Frieden Fortschritt unmöglich ist. Nur die kommende Generation wird das wahre Gesicht Deutschlands zeigen, aber meine Hoffnungen für die moralische und kulturelle Zukunft meines Landes sind sehr hoch.« Ich fragte nach seiner Meinung zu M. Briand in den Vereinigten Staaten Europas.

»Alles, das sich um Frieden und Verständnis bemüht,« sagte Herr Remarque, »ist gut; aber da darf kein Zwang sein. Als Deutscher sehe ich die Schwierigkeiten, die Staaten vom Deutschen Reich zu trennen, wo jeder die gleiche Sprache spricht, um miteinander übereinzustimmen. Wieviel größer müssen die Schwierigkeiten sein, die heterogenen Elemente eines modernen Europa in irgendeine Art von andauernder Einheit zu bringen? Es ist ein alter und wunderschöner Traum, aber es scheint mir, dass noch viel passieren muss, bevor Europa reif genug für seine Realisation ist.«

Der Nadelwald hat nun Platz gemacht für eine Reihe gefälliger Villen. Wir kamen an der Wannsee-Station vorbei, die eine Masse Menschen auf dem Weg zum Freibad ausspie. Zwischen den Bäumen glitzerte der See wie Silber. Wir kehrten zum Thema Bücher zurück,

und ich fragte Herrn Remarque nach seiner Meinung über zeitgenössische britische und amerikanische Schriftsteller.

»Erwarten Sie nicht, dass ich als Literaturexperte spreche,« sagte er, »zuerst ist mein Englisch nicht gut genug, um Ihre Schriftsteller im Original zu lesen, und ich muss deshalb nach den Übersetzungen urteilen, und die sind nicht immer das, was sie sein sollten. Aber abgesehen davon, ich bin kein Literat und kann nur meine persönliche Vorstellung abgeben. Shaw natürlich – jeder Deutsche kennt und liebt Shaw. Aber ich bin auch begeistert von H. G. Wells, dessen Ideen mich unheimlich interessieren, und von Galsworthy und Arnold Bennett. Edgar Wallace ist ein großer Liebling hier drüben, aber ich finde seine afrikanischen Erzählungen amüsanter als seine Detektivgeschichten.« Er dachte für einen Moment nach. »Im Ganzen denke ich, dass ich von den englischen Schriftstellern Robert Louis Stevenson am meisten liebe.« »Und die Amerikaner?«

»Die zwei Amerikaner, die den tiefsten Eindruck auf mich gemacht haben, sind Theodore Dreiser, mit seiner »Amerikanischen Tragödie« und Upton Sinclair. Sinclair Lewis »Martin Arrowsmith« ist auch ein schönes Buch. Ich habe auch eine große Vorliebe für Jack Londons Geschichten – sie sind so kraftvoll und anregend. Die bisherige Arbeit, die in Großbritannien und Amerika geleistet worden ist, ist von größter Wichtigkeit, und ich verbessere mein Englisch, um seine Bekanntschaft direkt zu erleben.«

Ich erzähle ihm, dass andere deutsche Schriftsteller auch eine bedeutende Moderolle in englischen Übersetzungen spielen und fragte, wen er für den interessantesten und wichtigsten der jungen deutschen Schriftstellergeneration hält.

»Meiner Meinung nach Leonhard Frank,« sagte er prompt. »Sein »Karl und Anna« ist sicherlich eine der lebenswertesten Geschichten, die das Nachkriegsdeutschland hervorgebracht hat.«

Er lenkt seinen Wagen zwischen die großen weißen Tore des Restaurants am See. Weit draußen auf dem Wasser segelt eine Gruppe von Yachten und steht taubengrau gegen das Orange des Abendhimmels. Als wir zwischen den überfüllten Tischen gingen, schauten die Essenden hoch zu meinem Begleiter. Aber ob sie ihn bewunderten, als kräftigen, gebräunten jungen Mann mit dem gefälligen, aufmerksamen Gesicht, oder als jungen Autor, der sein Denken und Bewusstsein auf die Welt gelenkt hat, konnte ich nicht sagen.

Übersetzung von Christine Ribani